

Nr. 174. Bromberg, den 31. Juli 1930.

Das Gift.

Roman von William le Queux.

Bearbeitet von Dr. Otto Borschke.

(6. Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

„Das ist doch das Zimmer meiner Frau!“ rief er aus. „Jetzt hören Sie aber auf mit Ihrem dummen Geschwätz!“

„Ja, sobald Sie offen zu mir sind.“

„Das bin ich doch.“

„Sie leugnen doch, daß die junge Dame in Ihrem Hause starb. Erinnern Sie sich denn nicht, daß wir beide an ihrem Totenbette standen?“

„Reden Sie doch nicht solchen Unsinn!“ unterbrach mich De Gex, der jedenfalls glaubte, mich schließlich doch von seiner Schuldlosigkeit überzeugen zu können.

Was in jener Novembernacht vorgefallen war, war jedenfalls zum Vorteile des Mannes gewesen, der nun vor mir stand. Ich befand mich aber in einer schwierigen Lage. Er hatte das häßliche Wort „Erpressung“ gebraucht, wie, wenn er nun die Polizei rufen und mich dieses Verbrechens beschuldigen würde? Zweifellos würde man vor Gericht den Worten des reichen Finanzmannes mehr glauben als den meinen.

Anderseits hatte ich noch einen Trumpf in der Hand — den Tod und die Einäscherung der geheimnisvollen Gabriele Engledue. Wahrscheinlich war die Arme vergiftet worden, deshalb hatte man den Leichnam verbrannt, um alle Spuren zu vernichten. Trotz allem blieb aber mein eigenes Vergehen, daß ich mich als Arzt ausgegeben und den Totenschein gefälscht hatte.

„Herr De Gex, ich schwatze keinen Unsinn,“ erklärte ich allen Ernstes. „Sie vergessen jene Nacht, als Ihre Gemahlin Ihren Sohn auf der Straße stehen ließ und Sie dann durchs Telephon verhöhnte.“

Er sah mich aus seinen tiefliegenden Augen scharf an. „Das ist wieder etwas Neues,“ rief er aus. „Was habe ich Ihnen denn erzählt?“

„Ihr Diener Horton lud mich in Ihr Haus in der Stretton Street, als ich zufällig dort vorbeiging. Er erklärte, Sie seien in großer Aufregung und ließen mich bitten, zu Ihnen zu kommen. Den Grund hierfür sehe ich allerdings nicht ein. Als ich zu Ihnen kam, sprachen Sie zunächst über alles Mögliche, so daß ich mir den Kopf zerbrach, weshalb Sie mich hatten rufen lassen. Bald aber vertrauten Sie mir an, daß Ihre Frau, die Ihnen etwas antun wollte, Ihren kleinen Sohn Oswald im Vororte stehen gelassen und Sie dann von einer öffentlichen Sprechstelle aus angerufen habe mit der Aufforderung, Sie sollten sich Ihr Kind suchen.“

„Unsinn, mein Lieber,“ gab er mir zur Antwort. „Erstens waren Sie nie bei mir und zweitens habe ich niemals mit jemand über das Verhalten meiner Frau gesprochen, am wenigsten mit einem Fremden.“

„Sie sprachen aber doch mit mir darüber, ich träume doch nicht.“

„Sie haben aber zugegeben, daß Sie in St. Malo im Spitale waren und Ihre Erinnerung verloren haben.“

„Zum Glück habe ich mein Gedächtnis wiedergefunden,“ erwiderte ich.

„Doch nicht ganz. Wenn Sie ganz bei Sinnen wären, mein lieber Herr Garfield, dann hätten Sie nicht die weite Reise von London hierher gemacht, um mir diese unsinnigen Geschichten zu erzählen.“

„Das sind keine unsinnigen Geschichten, sondern nackte Tatsachen,“ erklärte ich bestimmt.

Der Millionär hatte eine gleichgültige Miene aufgesetzt; er nahm eine Zigarette, zündete sie an und sagte dann:

„Jetzt müssen Sie mich aber wirklich entschuldigen, wir müssen nach Florenz hinunter, um meine Schwägerin abzuholen, die aus London kommt. Es tut mir leid, Herr Garfield, aber ich kann Ihnen weiter nicht helfen.“

„Das heißt, Sie wollen mir nicht helfen.“

„Keineswegs. Wenn ich etwas von der jungen Dame wüßte, die nach Ihrer Behauptung im Schlafzimmer meiner Frau in der Stretton Street gestorben ist, dann würde ich es Ihnen sagen — aber ich weiß nichts.“

Lässig warf er seine Zigarette zum offenen Fenster hinaus.

„Doch nun genug,“ fuhr er fort. „Ich habe weder Zeit noch Lust, die Phantasien eines Narren anzuhören, ich habe schon genug davon.“

„Ich ebenfalls“, gab ich zurück. „Sie wollen mich irreführen, indem Sie behaupten, mich nicht zu kennen, doch Sie sollen mir nicht entwischen!“ setzte ich mit erhobener Stimme hinzu.

„Schweigen Sie!“ sagte er in ruhigerem Tone. „Meine Frau könnte uns hören.“

„Da liegt mir nichts daran!“ rief ich aus. „Sie ließen sich's wohl nicht träumen, daß ich derart gegen Sie auftreten könnte! Hätten Sie mir im Vertrauen den Grund mitgeteilt, weshalb Sie mich mit jenen fünftausend Pfund bestochen haben, dann hätte ich auch den Kampf offen geführt.“

„Mein lieber Herr, führen Sie den Kampf wie Sie wollen, das ist mir ganz egal. Ich weiß von dem nichts, was Sie da vorgebracht haben und Sie haben sich umsonst aufgeregt.“

Ich sah ihm voll ins Gesicht. Er war bleich geworden, und in seinen Augen lag ein gehetzter Ausdruck, als wolle er unter allen Umständen nach außen ruhig erscheinen.

„Ich will nur die Wahrheit wissen,“ erklärte ich. Warum luden Sie mich in Ihr Haus in der Stretton Street, damit ich dort Zeuge des Todes jenes armen Mädchens wurde?“

„Das weiß ich nicht — finden Sie es selbst heraus,“ sagte er lachend. „Ich habe keine Zeit mehr, mit Ihnen weiter über diese dumme Sache zu sprechen. Es tut mir leid, daß Sie extra aus London hierhergekommen sind — es war wirklich ein nutzloses Unternehmen.“ Mit diesen Worten wandte er sich zum Gehen.

„So, ein nutzloses Unternehmen?“ wiederholte ich. „Sie können mich irrezuführen suchen, so viel Sie wollen,

doch ich erkläre Ihnen, daß ich nichts unversucht lassen werde, um das Rätsel zu lösen, das Sie allein aufklären können."

„Nun viel Glück!" sagte er mit einem höhnischen Lächeln. „Doch jetzt will ich keine Zeit mehr verlieren." Er warf einen Blick auf seine Uhr und entfernte sich rasch.

Fünftes Kapitel.

Die Stadt der Lilie.

Voll Empörung verblieb ich noch einige Augenblicke in diesem herrlichen alten Zimmer mit seinen verblaßten Tapeten.

Vom Fenster aus genoß man einen prächtigen Ausblick auf den Park, in dem selbst zur Winterszeit die Blumen in üppiger Fülle blühten, während von der Ferne die alte toskanische Hauptstadt herübergrüßte. Fiesole ist ein Ort der Reichen, denn die vielen großen Villen, die in den Tagen der Medicis und früher erbaut worden waren, gehören jetzt reichen Ausländern, darunter vielen Engländern.

Oswald De Gex war einer von diesen.

Er hatte mich genarrt. Ich biß die Zähne zusammen und schwor mir, ihn zu zwingen, mir die Wahrheit zu enthüllen, komme, was da kommen mag. Ich verließ das Zimmer, schritt durch die breite Marmorhalle und ging hinaus, wo das Auto auf mich wartete.

Ich fuhr nach Florenz zurück, holte mein Gepäck am Bahnhof ab und begab mich ins Savoy-Hotel auf der Piazza Vittorio Emanuele, wo ich mir ein Zimmer mietete.

Lange saß ich beim Fenster und blickte auf den belebten Platz hinunter. Vom Dome läuteten die Glocken, die meisten Läden waren geschlossen und ganz Florenz war auf den Straßen, da eben das Fest der Befana gefeiert wurde, eines der größten Feste von Florenz. Straßenläufer durcheilten mit Hornrufen und wildem Geschrei die Vorstädte und überall tauschte man Geschenke aus.

Die künstlerische Seite der alten Lilienstadt interessierte mich nicht, ich kannte sie schon von früher her. Vor vielen Jahren hatte ich mir auf einer Winterreise mit meinem Vater die kleinen Läden der Korallen- und Perlenhändler an der Ponte Vecchio angesehen und hatte einen Aperitif bei Doney oder Giacosa genommen. Ich war in Florenz kein Fremder.

Während ich so über den Platz blickte, wuchsen meine Empörung und mein Unwille noch mehr. Daß es De Gex gewagt hatte, sich als vollkommen unwissend hinzustellen, überstieg alle Grenzen.

Ich versuchte mir einen Plan für mein weiteres Vorgehen zurechtzulegen, doch fand ich kein Mittel, ihn zum Eingeständnis zu zwingen, daß wir uns schon einmal getroffen hatten. Daß das Mädchen gestorben und ihr Leichnam auf mein falsches Dokument hin eingeäschert worden war, stand über jeden Zweifel fest. Welchen Zweck aber hatte der Millionär damit verfolgt?

Den Nachmittag verbrachte ich mit einem Spaziergange durch die sonnigen Straßen von Florenz. Am Abend speiste ich bei Bonciani in der Via Panzani, denn ich erinnerte mich, daß ich anläßlich meines letzten Aufenthalts in Florenz dort ausgezeichnet gegessen hatte. Da ich nichts zu tun hatte, ging ich nachher zu einer Varietévorstellung in die Alhambra.

Florenz war, wie im Winter, voll von französischen und englischen Besuchern. Ich legte mir einen Plan zurecht und begab mich am nächsten Tage in das Bureau eines bekannten englischen Häuseragenten in der Villa Tornabuoni, unter dem Vorwande, daß ich eine möblierte Wohnung mieten wollte. Meine wirkliche Absicht aber war, Näheres über Oswald De Gex in Erfahrung zu bringen.

Der Engländer war voll des Lobes, als ich den Namen des Millionärs erwähnte.

„Herr De Gex ist hier sehr angesehen", beeilte er sich, mich aufzuklären. „Seit er die Villa Clementini in der Nähe von Fiesole gekauft hat, hält er sich alljährlich ungefähr acht Monate hier auf. Infolge seines Reichtums ist er ungemein populär. Ich komme oft mit ihm zusammen, denn ich verwalte seine Güter in Italien, die sehr ausgedehnt sind und zum großen Teile aus Weingärten bestehen."

Ich ließ die Bemerkung fallen, daß ich in London mit ihm zusammengekommen war, und fragte dann:

„Wissen Sie vielleicht zufällig etwas über seine Nichte, ein schlankes, hübsches Mädchen namens Engledue?"

Er dachte einen Augenblick nach und sagte dann:

„Ich erinnere mich, daß ich vor ungefähr drei Monaten, als ich eben vor seiner Abreise nach London bei ihm in der Villa war, dort eine schlanke, junge Dame gesehen habe. Sie kam in die Bibliothek, während ich mich dort mit ihm beriet, doch ihren Namen kenne ich nicht."

„War sie ungefähr einundzwanzig Jahre alt?" fragte ich rasch. —

„Ja, sie war ungefähr in diesem Alter", gab er mir zur Antwort. „Doch ich weiß natürlich nicht, ob das die Dame ist, von der Sie sprechen."

„Haben Sie sie schon vorher einmal gesehen?"

„Ich glaube, ich sah sie einmal im Auto mit De Gex."

„Wer könnte mir wohl Näheres über sie angeben?"

„Der Kammerdiener Robertson oder Herr Henderson, der Sekretär."

„Am besten wäre der Kammerdiener", bemerkte ich. „Was glauben Sie wohl, wie ich mit ihm zusammenkommen könnte? In die Villa will ich nicht hinaufgehen."

„Das ist ganz leicht. Er ist an Nachmittagen oft hier unten im „Gambrinus", ich treffe ihn dort oft und plaudere mit ihm."

„Wird er heute auch dort sein und könnten Sie mich mit ihm bekannt machen?" drängte ich. „Es handelt sich um eine wichtige persönliche Angelegenheit."

„Er dürfte heute gegen vier Uhr dort sein", erwiderte der Engländer. „Wenn Sie dort sind, werde ich um vier Uhr hinschauen."

„Ich werde bestimmt dort sein", versprach ich.

Fünf Minuten vor vier Uhr begab ich mich in das Café Gambrinus, das gerade gegenüber meinem Hotel auf der anderen Seite der Piazza lag, und setzte mich gleich neben der Türe an einen Tisch. Die Musik spielte, und das Lokal war von einer bunt zusammengewürfelten Menge gefüllt.

Ich blickte umher und wartete geduldig auf das Erscheinen meines Bekannten.

Punkt vier Uhr kam er und nachdem er mich begrüßt hatte, ließ er seine Blicke über die vielen kleinen Tische schweifen. Plötzlich rief er aus:

„Ah, dort ist er ja!"

Wir schritten zusammen zu einem etwas abseits stehenden Tisch, an dem ein glattrasierter Engländer mit grauem Haar saß, eine Zeitung las und ein Glas Wermut vor sich stehen hatte.

„Hallo, Arthur!" rief er aus, als er seinen Freund erblickte.

„Dies ist ein Bekannter von mir, Herr Garfield", sagte mein Begleiter, indem er mich vorstellte. Wir setzten uns dann nieder und begannen zu plaudern. Ich konnte meine Geduld nicht länger zügeln und sagte dem Diener offen, daß ich Näheres über eine junge dunkelhaarige Dame erfahren möchte, die ungefähr vor drei Monaten als Gast in der Villa seines Herrn geweilt hatte.

„Ah, Sie meinen wahrscheinlich Fräulein Thurston, die junge Amerikanerin? Die ist aber blond!"

„Die Dame, von der ich spreche, heißt Engledue", erwiderte ich. — —

„Eine Dame dieses Namens kenne ich nicht", gab er mir zur Antwort. „Fräulein Thurston, die auch in London und Cornwall bei uns war, ist schon einige Male hier gewesen. Ich glaube, sie ist mit der gnädigen Frau verwandt. Zum erstenmal kam sie vor drei Jahren her, als sie aus der Schule von Paris kam, dann fuhr sie nach Amerika und kehrte nach sechs Monaten wieder zu uns zurück."

„Wissen Sie vielleicht, wer ihre Eltern sind und wo sie in Amerika lebte?" — „Irgendwo in der Nähe von Detroit, glaube ich; ihr Vater soll Automobilfabrikant und ungeheuer reich sein — wenigstens erzählte dies jemand Der Dienerschaft gegenüber ist sie mit Trinkgeldern sehr freigebig."

„Wann fuhr sie von hier weg?"

„Als mein Herr nach London reiste. Ich hätte auch mitfahren sollen, doch ich hatte eine Influenza und mußte hierbleiben."

(Fortsetzung folgt.)

Der Knopf.

Skizze von Carry Brachvogel.

Miß Ethel — je nach Bedarf hieß sie auch anders, ganz anders! — stand vor ihrem Ankleidespiegel und betrachtete den Gesamteindruck ihrer Persönlichkeit. Sie war zum Ausgehen gerüstet. Oder nein, nicht nur zum Ausgehen, sondern zum Werke, zu einem richtigen, wichtigen Werke, wie ihr solches schon mehr denn einmal geglückt war. Zu diesem Werke bedurfte es feiner Finger und eines feinen Spürsinns, weshalb sich Frauen besonders gut dazu eignen, vorausgesetzt, daß sie jung und hübsch oder sonst irgendwie imstande sind, Männer zu bezaubern . . .

Miß Ethel hatte bezaubert. Sie lächelte ihrem Spiegelbilde zufrieden und ermunternd zu, da sie an den Oberingenieur Worley von den berühmten Werken Matchinson & Co. dachte. Gelegentlich eines Gartenfestes hatte sie ihn kennen gelernt und ebenso beträchtliches wie laienhaftes Interesse für seine Tätigkeit und seinen Betrieb gezeigt. Davon war er bezaubert gewesen, denn er setzte natürlich alles auf sein persönliches Konto. Da sage doch einer, daß Männer nicht eitel sind! Und als sie dann mit gut gespielter Zaghaftigkeit fragte, ob es wohl möglich wäre, solchen Betrieb (den sie sich wie ein modernes Märchen dächte!), unter sachkundiger Führung zu sehen, ging er nicht nur bereitwillig, sondern entzückt auf den Gedanken ein. Vergnügen und Ehre würde es ihm sein, ihr alles zu zeigen. „Das wird einmal etwas anderes sein, als immerfort Direktoren aus aller Welt zu führen, von denen man nie genau weiß, ob es wirklich Direktoren sind und nicht am Ende doch Leute, die Werksspionage treiben wollen."

Sie hatte weit aufgerissene, erstaunte Augen gemacht. „Werksspionage? Gibt es das wirklich? Ist das nicht nur eine Ausgeburt von Konkurrenzangst und Konkurrenzneid?"

„O doch, das gibt es." Er lachte dazu herzlich über ihre Naivität. —

Miß Ethel lächelte immer noch ihrem Spiegelbilde zu, fand sich klug und hübsch, war es auch. Kein Flappertyp, sondern durchaus Dame. Diskret gemaltes, intelligentes Gesichtchen, kleiner Haarknoten im Nacken, nicht zu kurzes Trotteurkleid, weiße Seidenbluse mit schönem, aber unauffälligem Gürtel, der statt einer Schließe rechts und links dunkle Knöpfe mit feiner erhabener Goldverzierung am Rand zeigte. Einer dieser Knöpfe war Miß Ethels geniale Erfindung. Wenn man nämlich auf die Goldverzierung dieses einen Knopfes drückte . . .

Miß Ethel war nicht so naiv, wie Oberingenieur Worley meinte. In besagtem Knopf befand sich eine winzige, aber ungemein scharfe Kamera. Wenn diese richtig funktionierte (sie hatte schon öfters tadellos funktioniert!), würde die „Great national Chimistry", die schärfste Konkurrentin von Matchinson & Co., für Miß Ethel auf der Bank eine hübsche Summe einzahlen, nicht die erste ihrer Art und hoffentlich auch nicht die letzte.

Miß Ethel hatte keine Bedenken gegen ihren von der allgemeinen Moral etwas abseits liegenden Beruf. Wozu auch? Werksspionage war nicht Kriegsspionage, bedeutete nicht Blut, sondern nur, daß statt der Firma X. die Firma Y. Riesengewinne einsteckte. War das wirklich so schlimm? Miß Ethels Frauenlogik verneinte die Frage. Und wenn ein Oberingenieur auch noch beglückt scheint, weil man sich seiner Führung anvertraut, so müßte man ja hirnverbrannt sein, wollte man solchem Glück nicht die Hand bieten. —

Miß Ethel wurde von Worley mit strahlender Miene begrüßt, entledigte sich im Garderoberaum ihres kleinen Boleros, ihres Hutes, ihrer Handschuhe, ihres Handköfferchens. So wollte es die Vorschrift, von der Worley, so leid es ihm tat, nicht abgehen durfte. Sie lachte, als er sich deswegen entschuldigte, holte aus dem Handköfferchen ein winziges Seidenbeutelchen, das außer einem kaum wahrnehmbaren Taschentuch ein Geldtäschchen ähnlichen Umfangs enthielt, schüttelte beides vor Worleys Augen aus. „Damit Sie ganz sicher sind, daß ich nicht Werksspionage treibe!"

Er führte sie überall umher, zeigte alles. Miß Ethel wahr sehr interssiert, fragte viel und verständig, ließ unbemerkt mit leichtem Fingerdruck ihre Kamera arbeiten, löste ebenso unbemerkt die Mechanik, die den Knopf am Gürtel hielt, und er glitt in das Seidenbeutelchen, das sie sichtbar mit kleinem, frechem Pendelschlag hin und her schwingen ließ. Sie war außerordentlich vergnügt, denn als erfahrenes Berufsfräulein wußte sie, daß jetzt, da man sich dem Ende der Führung näherte, draußen im Garderobenraum die neu entdeckten, gefürchteten Kurzwellen eingeschaltet würden, die jede photographische Aufnahme zerstörten. Diese Einschaltung, von der die Werksspionage nichts wissen sollte, aber dennoch wußte, geschah nicht etwa auf Veranlassung Worleys, den Miß Ethel allmählich für reichlich naiv, um nicht zu sagen dumm, erachtete; sie war einfach Vorschrift, geradeso wie niemand mit einer Aktenmappe die Werkräume betreten durfte, wenn er nicht zu ihnen gehörte. Jetzt handelte es sich nur noch darum, das Beutelchen dem Kurzwellenraum fernzuhalten. Dank seiner Winzigkeit glitt es zu Boden, ohne daß jemand acht darauf gab. Zudem wurde Worley in eben diesem Augenblick abgerufen, und ein Arbeiter führte an seiner Stelle Miß Ethel weiter, bis der Oberingenieur nach kaum fünf Minuten ihnen nacheilte, sich entschuldigte und selbstverständlich seine Besucherin zur Garderobe brachte, allwo er ihr höflich in ihren Bolero hineinhalf, den Hut reichte und es sich nicht nehmen ließ, ihr beim kunstvollen Umlegen des Schals behilflich zu sein.

Sie amüsierte sich im stillen königlich und dachte: „Wenn du wüßtest, was ich weiß! Aber Männer sind sehr dumm, wenn sie verliebt sind oder es zu werden gedenken."

Sie griff nach ihrem Handköfferchen, um das winzige Beutelchen darin verschwinden zu lassen. Erschrak sehr natürlich: „Himmel, mein Beutelchen! Ich habe es verloren. Irgendwo wird es mir herunter geglitten sein, ohne daß ich's merkte. Ich muß gleich wieder zurück. Entschuldigen Sie die Ungeschicklichkeit, durch die ich Sie nochmals bemühen muß . . ."

„Bitte, es ist mir ein Vergnügen, Sie beruhigen zu können. Das kostbare Beutelchen — hier ist es!"

Er griff in die Tasche seines Rockes und reichte es ihr. „Sie müssen es gerade in dem Augenblick verloren haben, als ich abgerufen wurde. Überzeugen Sie sich, daß sein Inhalt unversehrt ist bis — ja, bis auf den Knopf, der sich von Ihrem Gürtel löste. Den habe ich als Andenken an diese unvergeßliche interessante Stunde zurückbehalten. Ich hoffe, Sie haben nichts dagegen einzuwenden?"

Miß Ethel hätte natürlich sehr viel dagegen einzuwenden gehabt. Zog es aber vor, stumm zu entschwinden. Ihre Meinung über die Dummheit verliebter Männer hat sich seitdem etwas gründlich geändert.

Afra, das Gedankenwunder.

Oder: Wie's gemacht wird!

Auf der Bühne steht in weißen Gewändern eine Frau. Sie mag fünfzig oder auch dreißig Jahre alt sein. Das ist schwer zu entscheiden. Sie sieht apathisch aus, und ihre Augen schauen ins Leere. Ein Herr im Smoking durchschreitet die Reihen des Parketts und läßt sich Visitenkarten geben oder Pässe oder andere Dinge, aus denen man irgend etwas herauslesen kann. Dann legt er die Sachen in eine Tasche aus Leder, die er vor die Brust hält, und Afra, das Gedankenwunder, beginnt daraus zu lesen.

Man kennt die Gedankenleserinnen von den Rummelplätzen, wo sie seit Jahrhunderten uns klarmachen wollen, daß sie wirklich Gedanken lesen können. Die Gedanken ihres Partners nämlich, denn der denkt intensiv an den Inhalt der ihm übergebenen Schriftstücke und überträgt seine Gedanken in das Hirn der Gedankenleserin, und auf einmal weiß sie, daß auf der Karte steht: Albert Lehmann. Sie weiß, wo er wohnt, und kennt seine Telephonnummer.

Die Sache sieht, geschickt gemacht, so aus, als seien Gedanken in diesem Ausmaße übertragbar; und obwohl die Zuschauer alle vom Gegenteil überzeugt sind, obwohl jeder weiß, daß im Grunde genommen nur Gedankenarbeit vorliegt, kommt niemand auf den Trick. Denn ein Trick muß dabei sein. Lesen kann die Frau von der Bühne herab nicht, das steht fest. Auch mit Spiegelung kann man heute nicht mehr arbeiten, ohne daß es bemerkt würde. Bleibt also die Zeichensprache und die Sprache selbst.

Wer Afra verstehen will, muß ihren Partner beobachten. Sagt er: „Was gab mir der Herr?“, so ist es eine Visitenkarte. Sagt er dagegen: „Was gab mir der Herr soeben?“, dann war's ein Paß. Fragt er Afra: „Was halte ich jetzt in der Hand?“, weiß sie, daß ihm eine Dame einen Ring mit Gravierung übergab, usw.

Mit diesem Fragespiel kann man schon unendlich viel ausdrücken, wenn man die Sache genau einübt und weiß, daß die Besucher von Varietés im allgemeinen nur ganz bestimmte Dinge mitzubringen pflegen. Aber auch Ziffern, wie Geburtsdaten, Jahreszahlen von Schlachten, Haus- und Telephonnummern lassen sich recht leicht auf die Bühne kabeln. Der Partner fragt:

„Wann ist der Herr geboren?“

Nun kommen überhaupt nur acht Jahrzehnte in Betracht, in denen die Besucher geboren sein können, nämlich von 1840 bis 1920. Leute, die vorher oder nachher geboren sind, werden das Varieté wohl kaum besuchen. Macht der Partner also eine Bewegung mit dem dritten Finger der rechten Hand und dem vierten der Linken, so bedeutet das: drittes Jahrzehnt (1860—70), viertes Jahr, also geboren 1864! Sehr einfach. Schwieriger ist schon die Übertragung von Familiennamen, Geburtsorten, Straßennamen usw., doch wird auch hier mit einfachen Mitteln gearbeitet. Alles, was schwierig aussieht, ist beim Varieté im Grunde genommen einfach; es bedarf nur dauernder Übung und einer gewissen einseitigen Begabung. Ich habe in zwei Vorstellungen den Partner von Afra beobachtet und dabei festgestellt, daß das „Medium“ jedesmal einige Namen falsch verstand.

Wäre Gedankenübertragung im Spiel, dann müßte sie auch Meier verstehen, wenn der Partner an den Namen Meier denkt. Sie verstand aber Beier, das heißt, sie hatte einen Buchstaben falsch gelesen, den er ihr telegraphierte. Trotzdem ist die Leistung dieser beiden Leute erstaunlich, die Exaktheit, mit der sie arbeiten, vorbildlich und die Täuschung der Zuschauer gelingt in so hohem Maße, daß fast von einer vollkommenen gesprochen werden kann. Afra und ihr Partner gastieren zur Zeit in Berlin. Sie gelten als beste Nummer ihrer Gattung, und wer sie sieht, kann dem nicht widersprechen. **Eubert.**

Bunte Chronik



* **Die Bettlerin auf dem Scheiterhaufen.** Eine abenteuerliche Geschichte, die beweist, daß in manchen Gegenden noch immer der Hexenaberglaube herrscht, trug sich kürzlich in Karpathorußland zu. In der Gemeinde Stavua bei Uzborod wurde eine über 70 Jahre alte Bettlerin namens Boucura von den Bewohnern allgemein als Hexe ausgerufen. Die unglaublichsten Gerüchte über das geheimnisvolle Treiben der Greisin wurden in dem Dorfe erzählt. Es gab Leute, die behaupteten, sie hätten die alte Frau in der Nacht mit dem „leibhaftigen Satan spazierengehen sehen“. Die Erbitterung gegen die „Hexe“ wurde schließlich so groß, daß acht Bauernburschen, mit Knüppeln bewaffnet, in das einsam gelegene Häuschen der Boucura einbrachen, die Greisin überfielen, fesselten und dann in den Wald hinausschleppten. Dort wurde die arme Frau an einen Baumstamm gebunden und unter ihr ein Scheiterhaufen errichtet. Eine Jagdgesellschaft, die sich zufällig in der Nähe der Überfallstelle befand, eilte auf die Hilferufe der Unglücklichen herbei und rettete sie vor dem Flammentod.

*

* **Riesenteleskop in Amerika.** Der amerikanische Millionär Mac Affi finanziert die Errichtung eines neuen Riesenteleskops, das 160 Zoll Durchmesser haben und das größte der Welt sein wird. Mit Hilfe dieses Fernrohrs werden die amerikanischen Astronomen die Möglichkeit haben, nicht nur die Kanäle auf dem Mars deutlich zu sehen, sondern sogar das Treiben der Marsbewohner, wenn diese tatsächlich existieren, zu beobachten. Der Marsplanet wird durch dieses Fernrohr so gut zu sehen sein, als wäre er nur einige Meilen von der Erde entfernt. Als größtes Teleskop der Welt galt bis jetzt das Fernrohr auf dem Wilsonberg in Kalifornien. Sein Objektiv hat 100 Zoll im Durchmesser, das des neuen Teleskops wird doppelt so groß sein. Sein Reflektor wird die vierfache Kraft besitzen, und ein Sehvermögen von einer Million menschlicher Augen haben. Die besten neuzeitlichen Teleskope ergaben die Möglichkeit, ca. 1½ Milliarden Sterne zu photographieren. Durch das Fernrohr von Mac Affi hofft man, in den Himmelsweiten viele Millionen neuer bis jetzt unentdeckter Sterne finden zu können.

*

* **Kanalrekordsucht.** Die Sucht nach Weltberühmtheit, die sich auch in den bekannten Versuchen, den Kanal zu durchschwimmen, zeigt, nimmt immer größere Ausmaße an. Miß Ederles Ruhm läßt die Männer und Frauen aller Nationen nicht ruhen, sie und ihre Nachfolger noch bei weitem zu überbieten. So wird jetzt in englischen Zeitungen eine Liste all derer veröffentlicht, die den Kanal durchschwimmen wollen und an verschiedenen Punkten der Küste darauf warten, einen günstigen Moment zum Untertauchen zu finden. Die Kandidaten sind aus allen Nationen und jeden Alters. Inder, Ägypter, die sich hier friedlicher beschäftigen können, als es augenblicklich in ihren Ländern möglich wäre. Ferner Südafrikaner, Amerikaner, Franzosen, Deutsche und eine kleine Einwohnerin von Dover, 12 Jahre alt. Man vermißt nur die Australier und wundert sich darüber, da sie doch in allen sportlichen Dingen Hervorragendes leisten. Es ist nur gut, daß das Projekt des Kanal-Tunnels aufgegeben worden ist. Statt sich wie die Maulwürfe in die Erde zu bohren, können ihn die Menschen wie die Fische durchschwimmen.

*

* **Die Zurückdrängung der Indianer.** In London trafen drei indianische Häuptlinge aus dem Gebiete des Ontariosees in Kanada ein. Sie gehörten zum Irokesenstamme, der nur noch 4500 Köpfe zählt. Vor 150 Jahren, als der englisch-französische Krieg in Nordamerika ausbrach, schlugen sich die Irokesen auf Englands Seite und erhielten dafür von der englischen Krone gewisse Privilegien. Der damalige englische König Georg III. überließ den Irokesen bedeutende Erd- und Waldflächen im Ontario-Gebiete und stellte ihnen auch einen bedeutenden Geldfonds als Geschenk zur Verfügung. Nun parzellierte die kanadische Regierung das Irokesenterrain und verkaufte es an Spekulanten. Den Geldfonds nahm dei Regierung Kanadas in eigene Verwaltung, und die Irokesen haben davon keinen Nutzen. Da Beschwerden in Ottawa, der Hauptstadt Kanadas, ergebnislos blieben, veranstalteten die Irokesen eine Kollekte und endsandten drei Vertreter über das große Wasser nach London, um vor den Stufen des britischen Thrones ihre Klage vorzubringen. In einer Sitzung des englischen Unterhauses berichteten die drei Häuptlinge über das Ziel ihrer Reise und legten Dokumente vor, die ihre Rechte bestätigen. Auf die englische Öffentlichkeit machte die Tatsache großen Eindruck, daß die Irokesen das königliche Schreiben vom Jahre 1709 sorgfältig und pietätvoll aufbewahrt haben. Die ganze Angelegenheit hat einen rein ökonomischen Hintergrund. Das ehemalige verwüstete Ontariogebiet verwandelt sich schnell zu einer Industriegegend, und die Indianerwigwams müssen Fabrikschloten Platz machen. Gegen die Invasion der modernen Welt kämpfen die Irokesen und suchen verzweifelt Zuflucht in London. Ob sie damit den Gang der Zeit werden aufhalten können, ist sehr zweifelhaft.

Lustige Rundschau



* **Die Reinliche.** „Kommen Sie mal her, Minna, sehen Sie sich den fingerdicken Staub an, der auf dem Büfett liegt; der ist mindestens sechs Wochen alt!“ — „Na also, was wollen gnä' Frau denn? Ich bin doch erst vier Wochen hier!“

*

* **Seltsame Behandlungsart.** Kant wurde einst krank. „Wie behandeln Sie Ihr Übel?“ fragte ihn ein Bekannter, der ihn besuchte und sich wunderte, ihn außer Bett zu finden. — „Ich behandle es mit der größten Verachtung!“ erwiderte der Philosoph.

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.